

Wohltätigkeit ist kein Reformmodell

Genau müssen die Beobachtungen sein, will Sozialwissenschaftler etwas bewirken: Arbeiten von Marie Jahoda in einer vorzüglichen Edition.

Die Studie „Die Reibtslosen von Marienthal“, im Jahr 1933 verfasst von Paul Lazarfeld, Hans Zeisel und Marie Jahoda, zählt zu den Standardwerken der empirischen Sozialforschung. Marienthal war ein in der Nähe von Wien gelegenes Dorf, das massiv von einer Fabrikschließung betroffen war. Reibtslosigkeit, so lautete die Kernausage der Studie, bewirke Pathie und Resignation, sie bringe das Gemeinshafteleben zum Erliegen. Marie Jahoda, damals Mitte zwanzig, hatte kurz davor ihr Psychologiestudium an der Universität Wien abgeschlossen. Es ambitionierte Forscherin am Beginn ihrer Karriere hätte sie die deutschsprachigen Sozialwissenschaften mit solchen Reibtsarbeiten weiterhin beleben können. Doch sie war nicht nur Sozialwissenschaftlerin, sie war auch Sozialistin und wie viele Intellektuelle geprägt vom Roten Wien der Zwischenkriegszeit. Nach dem schrittweisen Bau der Demokratie und der Errichtung einer austrofaschistischen Diktatur engagierte sie sich für die nun illegale Sozialdemokratie, wurde 1936 verhaftet und musste nach ihrer Freilassung 1937 ins britische Exil. Von dort ging sie 1945 in die Vereinigten Staaten, kehrte aber 1958 wieder nach England zurück; sie starb dort 2001 in hoherem Alter.

Eine mehrbändige Edition will ihre Schriften nun wieder einer breiteren Leserschaft zugänglich machen. In erster Band erschien unter dem Titel „Lebensgeschichtliche Protokolle der arbeitenden Klassen 1850–1930“ ihre 1932 abgeschlossene Dissertation. Nun liegen die Bände vor, die bereits in die Zeit nach Marienthal führen. Jahodas erste größere Forschungsarbeit im Exil kann freilich als eine Nachfolgestudie interpretiert werden. In „Reibtslose bei der Reibts“ (1938) untersuchte sie in teilnehmender Beobachtung ein von Quäkern organisiertes Projekt im walisischen Eastern Valley, in dem ehemalige Bergarbeiter Verbrauchsgüter für den eigenen Bedarf produzierten. Die Reibts vermittelt zuerst rückblickend den durch unregelmäßige Reibtszeiten getakelten, „jazzartigen Rhythmus“ des gesellschaftlichen Lebens im Kohleberie. Danach stellt sie das Programm der Subsistenzproduktion vor, bei dem nur ein Teil der Reibtslosen mitmachen wollte, und analysiert schließlich deren Einstellung zum Projekt. Das Resümee fiel ernüchternd aus: Vieles, was in der Studie deutlich geworden war, etwa der illegale Weiterverkauf der produzierten Güter, aber auch Diebstahl,



us der Studie zum Selbstversorgungsprojekt im walisischen Eastern Valley in den späten dreißiger Jahren: die Gruppe der Schuhmacher

bb. a. d. bespr. Band

dokumentierte eine mangelnde Identifikation der am Bedarfdeckungsprojekt mitwirkenden Reibtslosen. Diese konnten sich beispielsweise mit den geringen Löhnen, die unabhängig von der Reibtsleistung ausbezahlt wurden, niemals anfreunden. Jahoda wies abschließend auch



Marie Jahoda: „Reibtslose bei der Reibts/ufsätze und Essays“. Hrsg. von J. Bacher, W. Kannonier-Fünster und M. Ziegler. Studienverlag, Wien/Innsbruck/Bözen 2019. 2 Bände im Schuber, 634 S., hb., geb., 49,50 €.

noch explizit darauf hin, dass Wohltätigkeit eben nicht zu Gesellschaftsveränderung führen könne. Doch aus Rücksicht auf einen der Organisatoren, der durch das gescheiterte Projekt sein Lebenswerk zerstört sah, verzichtete sie auf eine Veröffentlichung; die Reibts erschien erst 1987 in einer gekürzten Version.

Der Band „ufsätze und Essays“ versammelt insgesamt achtzehn Texte, die ursprünglich zwischen 1937 und 1997 erschienen waren. Sie sind von den Heraus-

gebern in thematische Felder untergliedert, die von Sozialpsychologie und Sozialwissenschaft über Antisemitismus- und Vorurteilsforschung, von Konformität und Freiheit bis zu Sozialpsychologie der Reibts reichen. Jedem einzelnen Beitrag sind Informationen zum Entstehungskontext vorangestellt. In Sozialpsychologie und Sozialwissenschaftlerin vertrat Marie Jahoda einen nichtreduktionistischen Ansatz, der Feldforschung und die Berücksichtigung des sozialen Kontexts dem Laborexperiment vorzog und immer nach den empirischen Grundlagen von Theorien fragte.

Bemerkenswert erscheinen ihre Beiträge aus ihren Jahren in den Vereinigten Staaten, die das gesellschaftspolitische Klima der McCarthy-Ära reflektieren. Welche Folgen haben die antikommunistisch motivierten Loyalitäts- und Sicherheitsmaßnahmen der Regierung auf Bundesbeamte? So lautete eine der von ihr behandelten Forschungsfragen. Wenn sich ihre Hypothesen bestätigen sollten, so das Resümee der empirischen Studie, dann würde es als unmitdierende Konsequenz ihrer Wirkungsweise jene großen Traditionen der amerikanischen Demokratie untergraben, die sie bewahren hätten sollten.“ Da-

mit waren unter anderem geistige Freiheit und gesellschaftlicher Pluralismus gemeint, und das waren starke Worte für eine Sozialistin in den Vereinigten Staaten der frühen fünfziger Jahre. Viel später erst wurde Marie Jahoda auch im deutschsprachigen Raum wieder wahrgenommen. 1982 etwa hielt sie eine Rede auf dem SPD-Parteitag in München, in der sie die Bedeutung der Reibts für Mensch und Gesellschaft betonte, gleichzeitig aber für die 30-Stunden-Woche eintrat. Nicht nur dieser Diskurs schließt heute weitgehend veraltet zu sein, auch die damals gelebte Tradition der deutschen Sozialdemokratie, Intellektuelle als Redner zu ihren Parteitag einzuladen, ist lange vorüber. Marie Jahoda war übrigens die erste Frau unter ihnen. Mit über achtzig Jahren stellte sie sich die Frage: „Was heißt es, jüdisch zu sein?“ ausgehend von ihren autobiographischen Reflexionen als nichtjüdische Jüdin, stellte sie fest, dass ihre jüdische Identität eine zugeschriebene, von der Umgebung definierte sei, nicht eine, die sie selbst gewählt hatte. Doch jemand, der wie sie im antisemitischen Österreich aufgewachsen sei, bemerkte sie gleich zu Beginn, könne das unmöglich jemals vergessen. Nach ungen-

der Herausgeber war auch die aktuelle Relevanz ein uswahlkriterium der Beiträge. Der Essay „Publizieren oder nicht publizieren“, basierend auf einem Vortrag, in dem sie von ihren unveröffentlichten Reibts erzählte, verdeutlicht das. Der von ihr hier kritisch kommentierte Trend des „publish or perish“ dürfte sich seit der Erstpublikation des Textes im Jahr 1981 deutlich verstärkt haben. Ob es nicht nachhaltiger sei, so ihre abschließende Frage, retrospektiv einem Auditorium zu erzählen, was es verpasst habe, als im Zuge einer Flut hochspezialisierter Publikationen Beiträge zu veröffentlichen, die schlichtweg niemand lese.

Für die hier vorliegenden Texte, die in zwei ansprechend gestalteten und im Fall von „Reibtslose bei der Reibts“ auch mit interessantem Fotomaterial versehenen Bänden herausgebracht wurden, gilt das freilich nicht. Sie sind – trotz mancher notwendigerweise zeitgebundener Passagen – überaus lesenswerte Dokumente einer neugierigen, immer auch selbstkritischen Sozialwissenschaftlerin, die auf genauer Beobachtung basierend und in klarer Sprache verfasst, auch den Anspruch erhebt, intellektuell in Gesellschaft und Politik zu intervenieren. GÜNTHER S. NDNER

Iter Kölner Liebeszauber

Eine Universität ist vieles, aber zunächst einmal ein ganz realer Ort, an dem Wissenschaft nicht nur praktiziert, sondern gelebt wird. Was man kennen muss, wird oft nur mündlich tradiert. Initiiert durch den Theaterwissenschaftler Peter W. Marx und den Direktor der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, Hubertus Neuhäuser, legt die größte deutsche Präsenzuniversität nun immerhin eine ritwilde Schatzkarte vor, die von Kostbarkeit zu Kostbarkeit führt.

Neben wertvoller Resorvare sind das Insignien akademischer Praxis, Rätselobjekte, Memorabilia und profane Wohlfühlweisen wie die unverwiltliche Italiensische Kaffeebeude auf dem Oberhaus-Magnus-Platz. Man erfährt Näheres über das 180 Millionen Jahre alte Ichthyosaurus-Fossil im Besitz des Geologischen Instituts, über Kölner Mundartbibeln, die noch vor Luthers Übersetzung gedruckt wurden, teure Teilchenbeschleuniger, ein altägyptisches Leinentuch mit Liebeszauber, eine Schabe Mondestein, die Bar-Tauler- Ausgabe von 1521, ein unlangst (in einem Einband) entdecktes Blassplakat aus dem Kölner Dom (um 1515), den von Konrad denauer gestifteten silbernen Rektorbecher (Mittellatektisch) oder ein frühneuzeitliches Kochbuch mit Bärenrezepten, uch einen extrem langen Totenbuch-Papyrus aus dem Jahr 600 v. Chr. nennt die Universität für Eigenes, ebenso eine der raren Erstausgaben von Shakespeares Gesamtwerk („First Folio“ von 1623) und das kleinste Buch der ntk, ein nur wenige Zentimeter messendes Codex über die Jugend des Religionsstifters Mani.

Nicht weniger interessant als all die Schriften, Skulpturen und Fossilien (darunter berühmte Fälschungen) sind Kuriositäten wie ein rosenkranzartiges Orkidometer, das der Bestimmung der Hodengröße Heranwachsender diente, das Toilettenkabinett des Kölner Kunstsammlers Wolfgang Hahn oder ein Playstation-2-Controller in Kettensägeoptik. Jedes dieser Objekte erzählt eine Geschichte vom Staunen zum Wissen und zurück. Das Bunte Durcheinander ist dabei eine schöne Zugabe. So zieht einen der großformatige Bildband nicht nur in ein universitäres Biotop hinein, sondern führt ganz plastisch vor ugen, wie sich Wissen innerhalb eines „Parcours von nekdoten“ vertonen lässt. OLIVER JÜNGEN

Peter W. Marx und Hubertus Neuhäuser: „Schatze der Universität zu Köln“. Greven Verlag, Köln 2019. 232 S., hb., geb., 28,- €.

frikanische Einsprüche

Der kenianische Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o gilt seit langem als aussichtsreichster Kandidat für den Literaturnobelpreis. In seinem vielseitigen Werk aus Theaterstücken, Romanen, Novellen und Essays umfasst, kommt der Rolle von Sprache sowohl für die Schaffung von Machtstrukturen als auch für das Streben nach Autonomie und Selbstentfaltung eine besondere Bedeutung zu. Wiederholt hob Ngugi hervor, dass nichts eine Kultur so gefährde wie der Verlust ihres Idioms. Ende 1977 wurde der damalige Dozent an der Universität Nairobi wegen eines provokanten Theaterstücks, das er in seiner Mutterprache Kikuyu verfasst hatte, ohne Prozess ins Gefängnis gesteckt und gefoltert. Er fand in England „syl und siebzehnte später in die Vereinigten Staaten über, wo er an verschiedenen renommierten Hochschulen unterrichtete.

Während Ngugis fiktionales Œuvre hohe Anerkennung erfuhr, wurden seine essayistischen Reibts bisher wenig wahrgenommen. Ein Banas „Sammelband“ umfasst zumist aus Vorträgen entstandene politisch-historische Texte aus drei Dekaden. Viele der schönkellos vorgebrachten Argumente sind freilich nicht wirklich neu. Mit scharfen Worten beklagt der Autor etwa, dass die Komplexität der Welt nicht in der Politik weiterhin auf „Stämme“ und „Tribalismus“ reduziert werde. Und er erteilt der verbreiteten Vorstellung, dass Europa für Afrikaner das Paradies bedeute, eine vehemente bsage. ufschlüsslicher sind die ufsührungen zu Afrikas Bedeutung im neuen Weltbild. Ngugi weist hervor, dass der Kontinent eine zentrale Quelle für Afrikaner darstellt. Die Geschichte der drei führenden westlichen Nuklearmächte Frankreich, Großbritannien und Vereinigten Staaten sei nicht nur eng mit Sklaverei und Kolonialismus verknüpft – auch die Nuklearebewältigung gehöre derselben Neigung, nämlich zur „Verachtung für das Leben anderer Menschen, vor allem für das Leben Schwarzer“. NDRE SECKERT

Ngugi wa Thiong'o: „frika sichtbar machen“ Essays über Dekolonisierung und Globalisierung. Ullstein, München 2019. 153 S., br., 14,- €.

Grässlicher Konzeptsoldat im Schützengraben

David Diop schickt einen Schwarzafrikaner auf Racheefeldzug in den Ersten Weltkrieg

Während des Ersten Weltkriegs empörte sich Thomas Mann über die Kriegpropaganda der Franzosen und Engländer, die höchst effektiv die Deutschen als Hunnen, Barbaren, Kinderschlächter oder als fettleibige, mit monströsen Darmschläuchen ausgestattete Untermenschen präsentierte. Dagegen versuchte er in seinen polemischen Kriegsaufklärungsgesprächen zu entwickeln, so die folgende Darstellung eines französischen Kriegers: „Ich zeige Ihnen ein Bildchen. Ein Senegalese, der deutsche Gefangene bewacht, ein Tier mit Lippen so dick wie Kissen, führt seine graue Pfote die Kehle entlang und gurgelt. Man sollte sie himmeln. Es sind Silberbarren.“

Tier, Pfoten, Kissenslippen – ja, wenn das kein Rassismus ist. Thomas Mann veröffentlichte den Essay, in dem diese Sätze zu lesen sind, im pril 1915. In seinen Tagen beschäftigte auch Max Weber das Erscheinen des „Senegalers“ auf den europäischen Kriegsschauplätzen. In einem pril 13. pril 1915 reflektierte er über die Spannung von Kultur und Barbarei, in der sich die deutschen Soldaten befanden, nicht aber die „Wilden“ aus den Kolonien. Es gebe Menschen, die „inmitten einer raffinierten Kultur leben“, so die folgende Darstellung des Grauens des Krieges gewachsen sind – was für den Senegalese keine Leistung ist!“

Nicht die industrielle Kriegsführung rief Entsetzen bei deutschen Intellektuellen hervor, sondern der Einsatz schwarzer Soldaten, rekrutiert aus den Kolonien. Wenn die Stahlgewitter Millionen junge Männer zerfleischen, dann ist dieses mit technologischer Schärfe ausgesprochen, aber trotzdem draußen dem Grausen des Krieges gewachsen sind – was für den Senegalese keine Leistung ist!“



Hoch ausgemalzt in Frankreich für seinen Debutroman: der 1966 in Paris geborene David Diop

Foto Laif

David Diop: „Nachts ist unser Blau schwarz“. Roman. us dem Französischen von Andreas Jandl. Aufbau Verlag, Berlin 2019. 160 S., geb., 18,- €.

bschreckungseffektes gezielt ausgestattet wurden. In der Mache symbolisiert sich die Mordlust des Wilden. Für die deutsche Kriegspublizistik hatten die Franzosen mit dem Einsatz von Afrikanern das bandland verrotten.

Jetzt hat sich der 1966 in Paris geborene frankosenegalesische Schriftsteller David Diop dieses Themas angenommen. Seine herausragenden Gedichte erzählen über den Ersten Weltkrieg bissher kaum behandelt wurde. Sein Roman „Nachts ist unser Blau schwarz“ beschäftigt sich allerdings nicht dokumentarisch mit dem Schicksal der 180 000 „Senegalschützen“ in den französischen Verbänden, sondern betreibt literarische Identitätsforschung anhand eines Einzelfalls, der den Lesern mit den Mitteln der Introspektion beklemmend nahegebracht wird.

Bereits im ersten Kapitel liegt der Ich-Erzähler Ila Ndiaye unter einem Himmel von eisaltem Blau in einem Erdloch bei seinem schwer verwundeten Kameraden und Kindheitsfreund Mademba Diop, mit dem zusammen er aus einem Dorf in Senegal nach Frankreich gekommen ist. Das Bajonett eines deutschen Soldaten hat Mademba den Bauch aufgerissen. Seine herausragenden Gedichte bestatend, fleht er den Freund wieder und wieder an, seine Leiden abzutürnen und ihn zu töten. Ila kann sich zu diesem schrecklichen Freundschaftsdienst jedoch nicht durchringen, und so stirbt Mademba stundenlang vor sich hin.

Bald darauf beginnt Ila seinen persönlichen Racheefeldzug. Das erlebte Grauen wird ihm zu einer Urszene, die er immer von neuem wiederholt – nun aber mit deutschen Soldaten, die er nach den Griffen in Erdlöcher verschlept, wo er ihnen den Bauch öffnet, ihre Organe herausnimmt und ihnen beim langsamen

Sterben zusieht. Schließlich hackt er ihnen eine Hand ab, die er als Trophäe mit zurückbringt in den Unterstand. nfangs sind seine Vorgesetzten noch begeistert von seinem Mut, bis ihnen die Sache mit den Händen unheimlich wird. Er solle es doch bitte nicht übertreiben. „Deine rt der Kriegsführung ist ein bisschen zu wild.“ Ich seinen Kameraden erscheint der Afrikaner bald von einem bösen Geist besessen. Schließlich wird er zur psychiatrischen Begutachtung ins Hinterland geschickt.

Offenkundig geht es David Diop um die Auseinandersetzung mit der rassistischen Ideologie über die „Schokosoldaten“. Weil es den Deutschen graut vor den Kannibalen und „Zuln“, ist es ihr ufrag, möglichst martialisches „Wilden“ zu greif. Wenn sie nach dem Pfiff zum Angriff aus dem Schützengraben springen, müssen sie ungeachtet ihrer Todesangst die bluttrünstigen Barbaren mit dem Wahnsinn in den ugen spielen.

Ila Ndiaye jedoch kommt ihnen bald wie ein wirklich Wahnsinniger vor, der sich womöglich nur verstellt, solange er sich mit ihnen in den Unterständen aufhält. Isch-Erzähler erscheint Ila aber durchaus nicht verückt. Er wirkt eher wie eine rt grässlicher Konzeptkünstler, der mit abgehackten Händen und Gedärmen arbeitet, um das rassistische Klischee von wilden Schwarzen überzuführen. Er habe eine Figur erfunden, schreibt David Diop im Nachwort, „die sich des negativen Bildes bewusst wird, das mit ihrer Negritude verbunden ist“. Die Leser sollen sich fragen, worauf die Darstellung des „nderen“ in Konfliktsituationen eigentlich fuße.

Es geht in diesem Roman also weniger um realistische Kriegsdarstellung als um Belehrung. Ila Ndiaye erscheint wie die plaktative ugebung eines Regie-

theatermachers, der allerhand Gedanken über das „Othering“ und die Ideologie der Wildheit im Kopf hat – und womöglich auch auf die Kolonialverbrechen in Kongo anspielen will (wo den Sklaven oft als Bestrafung die Hände abgehakt wurden). Das alles mag gut gemeint sein, aber das Diskursive gewinnt Oberhand über die Darstellung, mit der Wirkung, dass die splatterhafte Grausamkeit der Beschreibungen aufgesetzt und ausgedacht wirkt. Das ist eine erstaunliche Schwäche des Romans angesichts des realen Kontextes – eines Schützengrabenhorrors, in dem doch fast jede Bestialität plausibel erscheint.

Der zweite Teil spielt in Senegal und rekapituliert Ereignisse aus der Jugendzeit von Ila und Mademba. Ihre „Seelenbruderschaft“ entwickelt sich auf der gegenseitigen Faszination zweier stereotyp entgegengesetzter Charaktere. Mademba ist ein Kopfmensch mit ungeschicktem mageren Körper, Ila eine sportliche Kraftnatur. Es werden erste sexuelle Erfahrungen mit Frauen geschildert, und auch dabei bekommt man es mit einem gewissen Inneren-Tick zu tun, so dass sich nachträglich der Eindruck aufdrängt, bei dem ufschlitzten der Leib und dem Herausnehmen des Gedärms in den Kriegsszene sei ebenfalls eine abartige sexuelle Note im Spiel.

Diops Sprache bemüht sich um einen rhythmisierten, Hiatreihenden, poetisch-archaisierenden Duktus. Eine Weile hat das durchaus Kraft, aber man könnte einwenden, dass dieser Stil Klischeehaft afrikanisierend und man zum hunderten Mal die Floskel „bei der Wahrheit Gottes“ lesen muss – der uft nicht in jedem dritten Satz ein – wird es geradezu nervtötend. Kurz: Dieser Roman verheißt sich an einem gewichtigen Thema. In Frankreich wurde er gleich mit mehreren bedeutenden Literaturpreisen ausgezeichnet. WOLFG NG SCHNEIDER